

Valerie ist versorgt, aber mich, — mich traf der Fluch meiner Mutter! O, Himmel, habe Erbarmen! Sie presste die Hände vor das Antlitz und heisse Thränen entquollen ihren Augen. Ihre Kniee wankten und wie leblos glitt sie an der feuchten Mauer nieder.

6. Kapitel.

Zu lange gezögert.

Achtzehn Jahre waren seit dem im letzten Kapitel erzählten Ereignissen vergangen, achtzehn Jahre voller Sorge und Bitterkeit und nicht die geringste Kunde von Emmy war nach der Reynold Farm gedrungen.

Als Mutter und Sohn von ihrer Reise zurückgekehrt waren, hatten sie gesagt, daß Emmy todt sei und ihr gramvolles Gesicht, welches den tiefsten Schmerz zeigte, schaute Mrs. Reynold vor etwaigen Fragen. Niemand bezweifelte ihre Aussagen, ausgenommen ihre Schwiegertochter, und diese wagte nicht, Emmys zu erwähnen. Um so häufiger aber sprach sie mit ihrem Gatten von ihr, und in einer schwachen Stunde erzählte er ihr Alles, was er selbst von der Geschichte seiner Schwester wußte. Gleichzeitig aber hat er sie auch, daß der Name, der ihm und seiner Mutter einst so theuer gewesen, nie wieder in seinem Hause genannt werden sollte.

Und so schwand, als die Jahre dahinsflogen, die Erinnerung an die unglückliche Emmy Reynold. Nur in den Herzen der Mutter und Roberts blieb diese Erinnerung noch, sie glaubten, daß sie todt sei für die Welt, wie sie es für die Familie war; aber war es nicht möglich, daß ihre Emmy noch lebe? Jeden Abend las Robert Reynold die Londoner Zeitungen und die traurigen Nachrichten, die er darin fand, blieben ihm lange im Gedächtniß und beunruhigten ihn Wochen lang. Konnte nicht eine der Verlorenen, von deren Schicksal die Blätter sprachen, seine eigene Schwester sein?

Für Valerie hatte er getreulich gesorgt. Die beiden ersten Jahre hatte er sie bei Mrs. Gray gelassen. Aber die Frau dünkte ihn nicht die geeignete Persönlichkeit, die Erziehung der kleinen Baise auch in späteren Jahren zu leiten, da er sie besser ausgebildet zu sehen wünschte, damit sie sich später als Gouvernante ihren Lebensunterhalt verdienen könne.

Eine Anzeige in den „Times“ hatte seine Aufmerksamkeit rege gemacht. Die Frau eines Geistlichen zu Warwick wünschte vier kleine Mädchen zu sich zu nehmen, um sie mit ihren eigenen Kindern zu erziehen. Er reiste selbst nach Warwick, sprach mit dem Geistlichen und dessen Frau, erklärte sich mit den von ihnen gestellten Bedingungen zufrieden und brachte Valerie noch an demselben Tage zu ihnen.

Er sagte Mrs. Peason, der Frau des Pastors, daß das Kind seine Verwandte sei, ohne die Art der Verwandtschaft zu erklären. Er sagte ferner, daß sie zur Gouvernante erzogen werden sollte und sie deshalb in jeder Beziehung vollständig ausgebildet werden müßte. Dann war er fortgegangen und hatte seitdem das Kind nicht wiedergegesehen.

Als Valerie vierzehn Jahre alt war, hatte Mrs. Peason geschrieben, daß ihre Gesundheit angegriffen sei und sie ihre Schule verlassen müsse. Sie liebe Valerie mit mütterlichem Stolz, aber das Mädchen sei in allen Lehrgegenständen, in denen sie unterrichten könne, so hemannt, daß sie weiterer Ausbildung bedürfe. Sie wisse ein ausgezeichnetes Bildungsinstitut in Nizza, wo sich mehrere Töchter angesehenen englischer Familien befänden, und wenn Reynold geneigt sei, Valerie dahin zu senden, wolle sie, Mrs. Peason, das Nöthige veranstalten, da sie mit der Besitzerin des Instituts bekannt sei.

Mrs. Reynold gab seine Zustimmung, und die Pfarrersgattin hatte Valerie selbst nach Nizza begleitet, wo das junge Mädchen seitdem geblieben war.

In dem alten Farmhause und dessen Umgebung hatte sich in den achtzehn Jahren nichts verändert. Bienen umschwärmten ihre Behausungen, Rosen, Lilien und Veilchen blühten wie früher, Tauben schnäbelten sich auf dem Dache und durchkreuzten die Luft in weiten Bogen und das Federvieh stolzte auf dem Hofe umher. In dem Zimmer, welches Emmy gehört hatte, war Alles unverändert geblieben, nur der mürrische Kanarienvogel war längst verstummt, und der Käfig stand leer. Aber nie betrat Jemand das Zimmer und Jeder ging eilig an demselben vorbei, weil das Geräusch im Hause sagte, daß es in diesem Gemache nicht geheuer sei. Es war Ende Juni. Mrs. Reynold saß in ihrem Lehnstuhl im Familienzimmer. Sie hatte sehr gealtert, aber noch war ihr ganzes Wesen herrlich wie früher. Ihre Haare waren weiß wie Schnee geworden und der Ausdruck ihrer Blicke war noch härter als sonst. Sie führte noch immer das Hauswesen, aber ihre Enkel liebten sie nicht, und selbst ihre Schwiegertochter besaß wenig Neigung zu ihr.

Nur ihr Sohn Robert empfand große Anhänglichkeit für sie und er war immer redlich bestrebt, die furchtbare Enttäuschung, die sie durch den Verlust Emmys getroffen, zu mildern. Seine Kinder waren sein und seiner Gattin Stolz, die für ihre Söhne das Vermögen der Großmutter zu gewinnen hoffte. Für Emmy war eine Summe ausgesetzt worden, welche von ihrem Vater für sie als Mitgift bei ihrer Heirath bestimmt worden war. Die Zinsen dieses Kapitals waren zur Erziehung der kleinen Valerie verwendet worden.

Mrs. Reynold saß, mit einer Handarbeit beschäftigt,

am Fenster, als ihre Schwiegertochter eintrat. Dieselbe sah unruhig aus und es schien, als ob sie eine Botschaft zu überbringen habe, deren Ausführung ihr sehr schwer ward.

Nachdem sie eine Weile geschwiegen hatte, sagte sie sich endlich und sagte plötzlich:

„Robert hat vor einigen Tagen einen Brief von Mrs. Peason erhalten, aber er wagt nicht, mit Ihnen über die Sache zu sprechen, Mutter. Doch ich meine, Sie müssen es wissen. Valerie hat ihre Ausbildung vollendet; sie ist mit einem höchst ehrenvollen Zeugniß aus dem Institut entlassen worden. Mrs. Peason hat sie nach England aus Nizza zurückbegleitet und sie ist nun in Warwick. Wüßten Sie den Brief sehen?“

„Nein. Wie kann das Mädchen oder ihre Angelegenheit mich interessieren?“

„Das Mädchen hat keine Ahnung von ihrer Verwandtschaft mit uns, und ich möchte nicht, daß sie etwas davon erfährt. Mrs. Peason schreibt, daß sie auf ein Jahr nach Canada reist, um ihren dort wohnenden Sohn zu besuchen. Sie hat aber für Valerie noch keine Stelle als Gouvernante gefunden und weiß nicht, was sie beginnen soll.“

„Aber was geht das Alles mich an?“ sprach Mrs. Reynold kalt.

„Mutter, ich mußte mich mit Jemandem darüber aussprechen,“ versetzte Anna. „Und da fällt mir soeben ein, Robert hat ihr keinen andern Namen gegeben und sie ist stets Valerie Reynold genannt worden.“

Die alte Dame machte keine Bemerkung, aber diese Mittheilung traf ihren harten Sinn mit eiserner Gewalt.

„Aber da kommt Robert,“ fuhr Anna jetzt rasch fort. „Er soll sogleich an Mrs. Peason schreiben, daß sie das Mädchen irgendwo unterbringen müsse. Er fährt heute in die Stadt und kann den Brief sogleich mitnehmen.“

Als Robert eintrat, entfernte sich Mrs. Reynold.

„Hast Du mit der Mutter von dem Brief gesprochen, Anna?“ fragte er.

„Ja, aber sie ist nicht zu erweichen. Sie wird den Schlag, den sie durch Emmys Verlust erlitten, nie verschmerzen. Wär hätte gedacht, daß sie, die unser Aller Liebste war, ihrer Familie solche Schande bereiten würde!“

„Anna,“ rief Robert aus, „ich kann solche Worte nicht von Dir hören. Laß die Todten ruhen!“

„Wenn Sie todt ist! Wenn sie nicht noch lebt, die Verworfenste, die —“

„Halt ein!“ herrschte Robert in einem Tone, der seine Frau endlich zum Schweigen brachte. „Ich will an Mrs. Peason schreiben. Ich fahre heute nach Maidstone und will den Brief mitnehmen.“

Er setzte sich an seinen altmodischen Schreibtisch und schrieb, daß er Valerie in seinem Hause keine Aufnahme gewähren könne. Er bat Mrs. Peason, das Mädchen irgendwo vorläufig unterzubringen, bis sie eine Stelle für sie gefunden habe. Dann couvertirte er den Brief, versiegelte ihn, verschah ihn mit der Adresse und steckte ihn in seine Tasche. Gleich darauf ging er hinaus auf den Hof, wo der Wagen, mit Landprodukten gefüllt, zur Abfahrt bereit stand. William, sein ältester Sohn, nahm vorn auf dem Sitz Platz; sein Vater setzte sich neben ihn und ergriff die Zügel. Im nächsten Augenblick rollte der Wagen aus dem Hof.

Eine Stunde später kamen sie in Maidstone an. Roberts erste Sorge war, seine Produkte abzuliefern, und seine zweite, den Brief nach der Post zu bringen. Als er langsam nach dem Ort zurückkehrte, wo er William mit dem Wagen verlassen hatte, rief ihn der Lenker eines Miethwagens an, welcher den Farmer kannte.

Robert blieb stehen und fragte, was er wünsche.

„Ich habe einen Passagier nach Reynold Farm,“ sagte der Mann; „aber mein Pferd ist soeben lahm geworden. Wollt Ihr nicht die junge Dame mit Euch heimnehmen, wenn Ihr Platz auf Eurem Wagen habt?“

„Nach Reynold Farm?“ fragte Robert verwundert.

Das Wagenfenster wurde geöffnet und ein Mädchenkopf, halb von einem Schleier verhüllt, wurde sichtbar.

„Sind Sie Mr. Reynold?“ fragte das Mädchen mit melodischer Stimme.

„Ja, Miß?“ antwortete der Farmer, näher tretend.

„Dann sind wir Verwandte,“ fuhr das junge Mädchen fort. „Ich bin Valerie Reynold.“

Der Farmer wiederholte den Namen in großer Verwirrung, während er sich im Stillen Vorwürfe machte, daß er den Brief Mrs. Peason's nicht früher beantwortet hatte.

„Ich hoffe, Sie zürnen mir nicht, weil ich ungebeten komme,“ sprach sie. „Aber Mrs. Peason reist morgen von Liverpool nach Canada, und da ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, so schickte sie mich zu Ihnen, bis mir ihre Freunde eine Stelle als Gouvernante verschaffen können. Habe ich Unrecht gethan, zu kommen?“

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Ein großer Waldbrand hat vor Kurzem die königliche Oberförsterei Falkenwalde bei Stettin betroffen. Dem Revierverwalter, Oberförster Westermeyer, wurde am 16. d. Mts. am Oberheiligabend, Nachmittags von zweien seiner Lehrlinge die Nachricht ge-

bracht, daß sich eine verdächtige Rauchwolke im Revier zeige. Nach zehn Minuten erhoben sich jedoch plötzlich stärkere Rauchwolken, die in wenigen Minuten mit großer Schnelligkeit um sich griffen und keinen Zweifel über ihren Charakter mehr zuließen. Der Oberförster ließ Sturm läuten, und nachdem von einem damit beauftragten Forstbeamten die mit Aegiden, Spaten, Maderhaken, Harken u. herbeigeleiteten Mannschaften gesammelt waren, folgte man dem Oberförster, der mit zwei Reitern vorausgeeilt war. Das Feuer hatte inzwischen bei dem bestigen Südostwinde und der vorausgegangenen vierwöchentlichen Dürre in den reinen Kieferbeständen reißende Fortschritte gemacht. Anfangs versuchte der Oberförster bei dem Mangel an Mannschaften das Feuer von den gefährdeten Orten durch Ausschlagen mit Kiefern- und Buchholderbüschen resp. durch Aufwerfen mit Erde und Viehen von Holzgräben abzuhalten. Die von allen Seiten immer mächtiger auftretenden Rauchwolken, das verdächtige dumpfe Rollen und Prasseln belehrte ihn jedoch bald über die größere Ausdehnung des Brandes. Bald kehrten auch die zur Recognoszierung ausgesandten berittenen Boten mit der erschütternden Nachricht zurück, daß das Feuer bereits drei Beläufe ergriffen und in der colossalen Front von etwa drei Kilometer sich heranwölze. Von allen Seiten eilte nun auch Hilfe herbei. Die Colonnen wurden vertheilt und den führenden Beamten die Weisung gegeben, das Feuer möglichst von den Seiten einzugängen, schließlich in eine Spitze zu treiben, wo die Erstreckung desselben möglich werden mußte. Sollte dies nicht mehr möglich sein, so sollte man von günstig gelegenen Bergen und Gesteilen aus Gegenfeuer anlegen. Dank der energischen und umsichtigen Leitung sämtlicher Beamten und namentlich Dank der Hilfe, die von allen Seiten — aus 19 Ortschaften mit etwa 1500 Mann herbeigeleitet war und die mit fast übermenschlicher Anstrengung gearbeitet haben, hatte man bereits um 6 Uhr Abends, also nach etwa fünf Stunden, das Feuer überwältigt.

— Das „Zw. W.“ veröffentlicht einen Privatbrief aus Plainville in den Vereinigten Staaten von Nordamerika betr. die Auswanderung dahin, welcher möglichst allseitige Verbreitung verdient. In demselben heißt es: „Die Einwanderung scheint in diesem Jahre Bedenken erregende Dimensionen anzunehmen. Vorige Woche (von März 21 — März 27) landeten in New-York über 8000. Wohl ist Amerika groß genug, um Millionen und aber Millionen aufnehmen zu können; aber ein derartiger Zufluß ist, wie eben bemerkt: Bedenken erregend. Ihr seid kaum im Stande, Euch einen Begriff von den Gaunerscenen zu machen, welche man täglich Gelegenheit hat am Landungsplatze zu beobachten. Tausende fühlen sich bitter enttäuscht, so bald sie das diesseitige Ufer betreten und Tausende und aber Tausende verwünschen und verfluchen alle die, die sie zur Auswanderung veranlaßt haben. Hast Du, mein lieber Schwager irgend Gelegenheit, Jemanden, der wenn ein auch noch so dürftiges Auskommen im alten Vaterlande hat abzuhalten die Heimath zu verlassen so thue es, Du thust etwas Gutes. Ich habe bereits in einigen Kauf- und Süddeutschen Zeitungen Warnungen publiciren lassen, aber es scheint mir fast nothwendig zu sein, diese Warnungsrufe durch ganz Deutschland ergehen zu lassen, und die lägenhaftesten Versprechungen an den Pranger zu stellen. Junge kräftige Feldarbeiter finden immer gute und lohnende Beschäftigung für die Sommermonate, aber der größte Theil derselben ist genöthigt, seine Ersparnisse im Winter wieder zu verzehren. Kaufleute, Lehrer, Officiere, Beamte u. gehen größten Theils jämmerlich zu Grunde. Weber, Schuhmacher, Spinner, kurz alle, die auf Fabriken angewiesen sind, haben hier nichts weiter zu erwarten, als Sklaven eines oft rohen, ungebildeten Fabrikbesizers zu werden.“

— [Testamentsfälscher.] Vor einigen Tagen hatte in Berlin der Kaufmann K. unter der Angabe, daß er krank und bettlägerig sei, das Gericht ersucht, sein Testament in seiner Wohnung machen zu können. Die Gerichtsbeamten erschienen und ließen zunächst feststellen, ob der im Bett liegende Fieberkranke auch der Kaufmann K. sei. Die Pflegerin des Patienten rief den Hauswirth, welcher auszusagen konnte, der Kranke wäre seit geraumer Zeit sein Miether. Hierauf geht die Testamentsaufnahme vor sich, es dauert aber nicht lange, so entsteht auf dem Flur ein entsetzlicher Lärm; es begehrt Jemand eingelassen zu werden. Die Pflegerin weigert sich, die Thür zu öffnen, sie wird indes hierzu von dem Richter veranlaßt, und der Eindringende ruft: „Der da will sein Testament machen? das ist gar nicht der Kaufmann K., Kaufmann K. ist seit wenigen Stunden todt.“ Im Nebenzimmer fand man wirklich die Leiche und der Patient wurde festgenommen. Er war ein Verwandter des Kaufmanns K. und wollte rasch in ein Codicill zu dessen Testament aussetzen lassen, in welchem der Fieberkranke nicht bedacht worden war. Der Verstorbene hatte ein erhebliches Vermögen hinterlassen.

— Ein eigenthümlicher Prozeß wird sich, wie die „Bitt. Btg.“ meldet, demnächst in Bittau abspielen. Vor Jahren lernte ein junger Mann aus Görlitz ein Mädchen kennen, welches sich Marie nannte und ein Dienstmädchen zu sein erklärte. Da die gegenseitige Liebe augenblicklich intensiv aufgeloht war, so kam Marie oft nach Görlitz und ward — wie dies so häufig geschieht — Mutter. Der junge Vater in Görlitz sandte